



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Weihnachten: Eine sinnentleerte Orgie des Konsums

„Worauf sollen wir noch hoffen? ...“

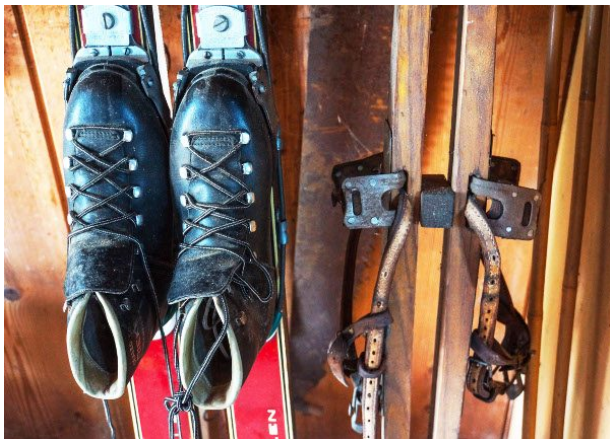
(Sandor Márai)

*„Und selbst wenn wir noch keine Änderung sehen,
müssen wir weitermachen; müssen wir widerstehen,
wenn wir noch als Menschen leben, arbeiten
und glücklich sein wollen. Im Bündnis
mit dem System können wir das nicht mehr.“*

(Herbert Marcuse)

In der Nacht ist der erste Schnee gefallen. Ich spürte es bereits bei noch geschlossenen Vorhängen an dem gedämpften Geräuschpegel der Stadt. Unweigerlich stiegen Kindheitserinnerungen an die Tage des ersten Schnees auf. Jubelnd stürmten wir in den Garten und bewarfen uns mit Schneebällen. Schnee lag in meinen Kindheitserinnerungen von Dezember bis Ende Februar, manchmal bis Mitte März. Morgens zogen wir los mit Schlitten, Skiern oder

Schlittschuhen. Die Schlittschuhe trugen wir an einem Lederriemen um den Hals. Man schraubte sie, wenn man die Eisfläche erreicht hatte, mit einem Vierkantschlüssel an den Schuhsohlen fest. Beim Schlittschuhlaufen bin ich einmal auf dem Lac unterhalb des Schlosses Wilhelmshöhe in Kassel böse gestürzt und mit dem Knie gegen eine aus dem Eis ragende Wurzel gekracht. Tage später suchte meine Stiefmutter mit mir einen Orthopäden auf. Das wollte etwas heißen, denn so ohne Weiteres suchte man damals keinen Arzt auf. Es war glücklicherweise nichts gebrochen. Aber dieser Winter war für mich vorüber.



Rainer Sturm / pixelio.de

Die Ski wurden mit einer Bindung an den Schuhen befestigt. Das Wort Bindung kannte ich, lange bevor es mir als psychoanalytischer Begriff begegnete, zunächst nur vom Skifahren. Abends hatten wir alle nasse und eiskalte Füße, in die erst langsam das Gefühl zurückkehrte und die dann höllisch kribbelten. Manchmal mussten die Füße in Schüsseln mit warmem Wasser aufgetaut werden, wie man es später in Polanskis

Film *Tanz der Vampire* sehen konnte. Den Händen erging es nicht besser. Die Skischuhe mussten mit Zeitungspapier ausgestopft werden, damit man sie am nächsten Tag wieder anziehen konnte. Und man musste sie mit Lederfett einschmieren, das vor dem Eindringen des Wassers schützen sollte, was es aber nur sehr begrenzt tat. Schlittenfahren war ab einem bestimmten Alter verpönt. Das war etwas für die Kleinen und die Mädchen. Es sei denn, man legte sich mit dem Bauch auf den Schlitten und stürzte sich auf einer völlig vereisten Schlittenbahn tollkühn zu Tal. Dabei kam es mitunter zu üblen Stürzen und Verletzungen. Aber das gehörte dazu. Während der Unterstufe des Gymnasiums fuhren wir mit unserem geschätzten Klassenlehrer, Herrn Redslob, gegen Ende des Winters eine Woche auf den Hohen Meißner in eine Jugendherberge. Die Schwester meines Klassenkameraden Thomas war ein Ski-As und versuchte, uns allen das Skifahren beizubringen. Ich hatte es schon mit drei oder vier Jahren in Reit im Winkl von meinem Vater gelernt, der mich mit meinen kleinen Rutschern zwischen seine Beine genommen und mir den Schneepflug beigebracht hatte. Von diesen Winterferien gibt es ein paar vergilbte Photographien. Da lebte meine Mutter noch. Auf einem dieser Bilder sieht man mich an ihrer Hand durch den tief verschneiten Ort gehen und in die Sonne blinzeln. Der Höhepunkt dieser Klassenfahrten waren Wettkämpfe in drei Disziplinen: Abfahrt, Slalom und Langlauf. Alle verschiedenen Disziplinen wurden mit denselben Skiern absolviert. Ich fuhr die alten Ski meines Vaters, die vorn in einer Spitze ausliefen. Es gab natürlich keine Lifte und man schleppte die Ski nach der Abfahrt auf der Schulter wieder den Berg hinauf. Ich lag bei den Wettkämpfen solange in der Spitzengruppe, bis die ersten Mitschüler

Stahlkanten an den Laufflächen ihrer Ski hatten. Während ich mit dem klassischen Schneepflug und dem Stemmbogen durch die Slalom-Tore zu kommen versuchte und häufig aus der Kurve getragen wurde, wedelten die Cracks mit ihren neuen Skiern elegant durch die Tore. Der Schnee stiebte von ihren Schwüngen nur so weg. Das Skifahren wurde deutlich schneller und aggressiver. Mein Vater schenkte mir zu Weihnachten einen Satz Stahlkanten, die wir dann gemeinsam an meinen alten Skiern anzubringen versuchten. Mit einem Stecheisen wurde am Rand ein paar Millimeter vom Holz weggenommen und anschließend die Stahlkanten angeschraubt. Sie passten nirgends so richtig. Es war mit den Worten meines Vaters „Murks“. So war das bei uns zu Hause: Bevor etwas Neues angeschafft wurde, musste das Alte so lange erhalten, bis es gar nicht mehr ging. Ich hatte jedenfalls keine Chance mehr mit meinen archaischen Brettern und verlor in der Folge die Lust am Skifahren. Sie kehrte auch später nicht mehr zurück.



Aki Kaurismäki

Von Elena Ringo

<http://www.elena-ringo.com>, [CC-BY 4.0](https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=56387549),
[https://commons.wikimedia.org/w/index.php?](https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=56387549)
[curid=56387549](https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=56387549)

Die arte-Mediathek bietet fünf Filme des großartigen finnischen Regisseurs Aki Kaurismäki an, die zwischen 1988 und 2002 entstanden sind. Ich kenne sie alle, aber ich werde sie mir noch einmal anschauen: *Ariel – Abgebrannt in Helsinki*, *Das Mädchen aus der Streichholzfabrik*, *Der Mann ohne Vergangenheit*, *Wolken ziehen vorüber* und *Das Leben der Bohème*. Ein Film, in dem die ersten fünfzehn Minuten kein Wort gesprochen und dennoch so viel erzählt wird: Das Mädchen aus der Streichholzfabrik, mit der wunderbaren Kati Outinen in der Hauptrolle der Iris. Auch nach den ersten fünfzehn Minuten wird nicht viel gesprochen, die Leute haben sich nichts zu sagen. Sie leben so nebeneinander durch die Zeit. Ein Film, der wie eine Illustration des berühmten Thoreau-Satzes wirkt: „Die meisten Menschen ertragen ihr Leben in stummer Verzweiflung.“

Vor Jahren sah ich einmal ein Gespräch mit Aki Kaurismäki über seinen gerade erschienenen Film *Le Havre*. Er sitzt in einer der typischen Kaurismäki-Kneipen an einem Tisch mit Resopalplatte und trinkt zunächst einen Weißen, später dann ein Bier. *Le Havre* ist ein heiterer und optimistischer Film. Mit der Wirklichkeit hat das nichts zu tun. „Aber“, fährt er fort, „wer kann einem das Träumen verbieten?“ *Le Havre* ist ein humanistisches Märchen, ein optimistischer Film in einer furchtbaren Welt. Man sieht Leute, die sich gegenseitig helfen, die zusammenstehen und solidarisch sind. Arletty ist am Ende wie durch ein Wunder von einer tödlichen Krankheit genesen: „Die Krankheit hat meinen Körper verlassen“, sagt sie zu Marcel Marx, als er sie in ihrem gelben Kleid aus dem Krankenhaus abholt. Alle seine Figuren besit-

zen ihre Würde, die sich in den Gesichtern, dem Habitus, den Kleidern und der Art zu gehen und sich zu bewegen ausdrückt. Die Afrikaner in dem Container tragen ihre besten Klamotten und sind stolze Gestalten. Aki klammert sich an die Überbleibsel der Vergangenheit und kämpft mit seinen Filmen gegen den Abriss der Welt, wie er und wir sie kannten. Nach ihm kommen die Bagger und reißen alles nieder, auch in Le Havre. „Wer sich in seiner Zeit nicht wohlfühlt, will zurück in die Zeit seiner Kindheit und Jugend“, erklärt er. Einen Pappbecher von Starbucks könne er in seinen Filmen nicht ertragen, das wäre geistiger Selbstmord. „Menschen mag ich ganz gern“, sagt er, „aber ich hasse die Menschheit. Die Menschheit ist ein hoffnungsloser Fall.“ Man habe ihm von Seiten der finnischen Kulturbehörden nahegelegt, andere Schauspieler einzusetzen. Es gebe doch auch schöne Frauen in Finnland, da müsse er doch nicht immer Kati Outinen besetzen. Er aber schießt auf so etwas und hält seiner Crew die Treue. Alle großen Regisseure hätten an ihren Schauspielern festgehalten. John Wayne sei nachweislich ein Idiot gewesen, aber John Ford habe in seinen Western stets mit ihm gearbeitet.

Fazit: Mehr denn je fühle ich mich Aki Kaurismäki verbunden, er ist ein Bruder im Geist. Nach dem Erscheinen seines Films *Die andere Seite der Hoffnung* im Jahr 2017 kündigte er an, keine weiteren Filme mehr drehen zu wollen und können. Die Zeit, da das Wünschen noch geholfen hat, scheint endgültig vorüber zu sein. Auch wenn ich glaube ihn zu verstehen, hoffe ich doch, dass er seine Ankündigung nicht wahr macht. Wenn ihr Weihnachten nichts besseres vorhabt, schaut euch seine Filme an. Ihr werdet es nicht bereuen.

Eben habe ich in der Stadt Michel Houellebecq gesehen. Er kam mir in einem Rollstuhl sitzend entgegen. Dass er es nicht war, konnte man lediglich an der Art sehen, wie er seine Zigarette hielt. Da ist der Meister tatsächlich unverwechselbar. Gerade habe ich in der FAZ ein Gespräch mit ihm gelesen. Dort sagt er: „Ich bin der Schriftsteller einer nihilistischen Ära und des Leidens, das mit dem Nihilismus einhergeht.“ Genauso habe ich ihn auch immer interpretiert.

Im vorweihnachtlichen Trier raste am Dienstagmittag ein Mann mit einem SUV durch die Fußgängerzone. Nach bisherigem Ermittlungsstand tötete er fünf Menschen und verletzte mindestens zehn weitere zum Teil schwer. Nach rund einem Kilometer gelang es der Polizei, den Fahrer zu stoppen und festzunehmen. Es soll sich um einen 51-jährigen Deutschen aus dem Umland von Trier handeln. Der Mann sei alkoholisiert gewesen sein und die letzten Nächte in seinem Auto verbracht haben, heißt es aus Kreisen der Ermittler. Es klingt nach einem gut situierten Mann, der durch irgendein Ereignis aus seiner gewohnten Ordnung katapultiert worden ist und den Halt verloren hat. Er befand sich im freien Fall, den er offenbar

nur noch katastrophal aufzuhalten vermochte. Die Tat erinnert an eine Amokfahrt, die im April 2018 in Münster stattfand. Dort fuhr ein 48-jähriger Deutscher mit einem Kleinbus in ein Straßencafé, tötete zwei Menschen und verletzte zwanzig weitere. Der Mann erschoss sich anschließend selbst. Die Motive des Mannes blieben im Dunklen. Die Tat wurde als erweiterter Suizid aus persönlichen Gründen zu den Akten genommen. Der Täter von Trier hat seine Amokfahrt überlebt und so besteht Aussicht, dass der Mann selbst Aufschluss über seine Beweggründe geben kann. Meist kennen diese aber auch die Täter selbst nicht. Der Täter wird sich voraussichtlich als freundlicher, unauffällig und zurückgezogen lebender Einzelgänger entpuppen, wie so viele Amoktäter seines Alters und Schlages vor ihm. Nachbarn und Freunde werden ihn als „sympathisch und still“ schildern. Nichts Monströses wird zum Vorschein kommen. Er entspräche damit ziemlich genau dem Profil des Amokläufers, das darin besteht, keines zu sein, weil es auf Millionen von unauffällig lebenden Menschen zutrifft. Er verkörpert eher eine Form von Hypernormalität, die offenbar manchmal mit ihrem Gegenteil schwanger geht. Die Normalität der bürgerlichen Ordnung gebiert Ungeheuer. Nach der Festnahme werden die Täter so lange befragt und von ihren Anwälten beraten, bis sie schließlich eine halbwegs plausibel klingende Erklärung abgeben. Das anfängliche „Ich weiß nicht, warum ich das getan habe“ war oft noch das Ehrlichste und kam der Wahrheit am nächsten. Wieder einmal liegen Idyll und Grauen dicht beieinander. Mitten im vorweihnachtlichen Einkaufsrummel bricht plötzlich die Gewalt hervor und demonstriert, dass die an der Oberfläche so friedliche Gesellschaft der Waren und des Geldes die permanente Kriegsdrohung zu ihrem verborgenen Kern hat.

Es scheint mir kein Zufall, dass die Tatwaffe ein SUV gewesen ist. Ursprünglich fürs Militär entwickelt, verwandeln sie heute die Straßen in ein Kriegsgebiet. Man klettert an Bord, sinkt in die Ledersitze und lässt die Tür ins Schloss fallen. Alle Geräusche verebben, nichts kann einem mehr etwas anhaben. SUV-Fahrer haben das Gefühl, in einer Burg zu sitzen. Je höher man sitzt, desto eher unterschätzt man die Geschwindigkeit und man neigt dazu, riskanter zu fahren. Ein kleiner Druck aufs Gaspedal und schon bewegt man sich mit 160 oder 180 Stundenkilometern auf der Autobahn fort. Der starke Motor brummt und vermittelt ein Gefühl unbegrenzter Machtfülle. Klein- und Mittelklassewagen werden aus der Sicht des SUV-Fahrers zu Ungeziefer, das vor der schiereren Masse dieser Wagen erschrocken ausweicht. Erst recht Fußgänger und Radfahrer. Mit dem SUV hat der Sozialdarwinismus das ihm gemäße Gefährt hervorgebracht. Man ist Herr der Lage. Man reitet eine Kanonenkugel. Man ist der King. Auch Herr über Leben und Tod, wie man in Trier gesehen hat.



Herbert Raschke / pixelio.de

Der Schnee ist getaut, nur hier und da liegen noch schäbige, verharschte Reste. Die Autos stauen sich unter meinem Fenster. Ein Hohn auf die Fahrradstraße, zu der man die Straße vor einigen Monaten erklärt hat. Wenn ich die Balkontür öffne, ziehen die Abgase in die Wohnung. Jedes dritte Auto hat die Musikanlage voll aufgedreht. Das ergibt eine grauenvolle Kakophonie aus Gangster-Rap und Techno-Gewummer. Dazu kommen quäkende Stimmen aus Freisprechanlagen. In der Fußgängerzone herrscht die übliche Vorweihnachtshektik – diesmal mit Masken, was der Szenerie etwas Surreales verleiht. Paketboten fahren mit ihren Lieferwagen Amok und hasten von Haus zu Haus. Sie sind die Woyzecks unserer Tage. Amazon-Chef Jeff Bezos ist der große Gewinner der Corona-Krise und hat sein ohnehin schon gigantisches Vermögen noch einmal vermehrt. Die Zahl der Infizierten stagniert auf hohem Niveau, und wenn die Leute tatsächlich Weihnachten und Silvester feiern, wird die zweite schnell in die dritte Welle übergehen. Familienfeiern bilden ein Klima, in dem das Virus prächtig gedeiht. Beinahe 500 Covid-19-Tote pro Tag werden zur neuen Normalität. Wir haben uns ja auch an Tausende von Verkehrstoten und Suizidanten gewöhnt. Jährlich sterben in Deutschland zig-Tausende an sogenannten Krankenhaus-Keimen. Mit all solchen „Todesquoten“ haben wir uns eingerichtet. Der angstvolle Respekt, den die Leute zu Beginn der Pandemie dem Virus zollten, ist unterdessen einer merkwürdigen Indifferenz gewichen. Man tut so, als wäre nichts. Dabei kennt inzwischen jeder jemanden, der an Covid-19 erkrankt ist. Glück ist, wenn der Pfeil der Infektion den Nebenmann trifft. In Alten- und Pflegeheimen gedeiht das Virus wie in Treibhäusern. Der Tod hält dort reiche Ernte, jeder fünfte Infizierte stirbt. Im Juni hatte ich

geschrieben: „Ein Ausnahmezustand lässt sich offenbar nicht auf Dauer stellen. Die Macht der Gewohnheit ist stärker als die Vorsicht.“ So war es damals und ist es heute.

*

„‘Ach‘, sagte die Maus, die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.‘ - „Du musst nur die Laufrichtung ändern“, sagte die Katze und fraß sie.“

(Franz Kafka)

Ein seltsames Jahr neigt sich dem Ende entgegen. Ich sitze auf meiner Bank an der Lahn. Nebelschwaden hängen in den Bäumen und Büschen am Ufer. Es ist einer dieser Tage, an denen es gar nicht richtig hell wird. Ich halte nach den Eisvögeln Ausschau. Ich höre ihre Pfiffe, bekomme aber keinen zu sehen. Meine Gedanken sind so trüb wie das Wetter. Der äußere Nebel dringt in mich ein und breitet sich in mir als milde Melancholie aus. Flüsse sind Symbole für das Vergehen der Zeit. Das neue Jahr wird die Verlängerung des alten werden, als würde die Vergangenheit am 31. Dezember einfach nach vorne umgeklappt. Die Zeit verklumpt zu einem amorphen Brei. Irgendwann wird die Impfung dazu führen, dass die Normalität zurückkehrt, nach der sich viele Zeitgenossen sehnen. Was sie erhoffen, klingt für mich beinahe wie eine Drohung. Was wäre, wenn es diese Normalität ist, aus der die Misere hervorst wächst? Wie wissen ja inzwischen, dass das Virus nur zu Teilen eine Naturkatastrophe ist, sondern vor allem dem Umstand geschuldet ist, dass wir mir unserer industriellen und auf ständigem Wachstum basierenden Wirtschaftsweise der Natur allzu sehr auf den Leib rücken. Harald Lesch spricht in beinahe jeder seiner Sendungen darüber. Aber es herrscht business as usual, alles geht seinen gewohnten Gang. Der Absatz von SUV's steigt und steigt, der CO₂-Ausstoß hat trotz diverser Lockdowns einen neuen Höchststand erreicht. Bei Dannenrod wird ein Jahrhunderte alter Mischwald ge-

**Ich kann in unserer
Gegenwart kaum Tendenzen
entdecken, an denen sich
unsere Hoffnung auf eine
andere, bessere Welt
festmachen könnte.**

rodet, um eine Autobahnlücke zu schließen. Unsere Zukunft ist alles andere als glänzend und bietet wenig Anlass zur Hoffnung. Es bringt ja nichts, einfach blind in der Gegend herumzuhoffen, nach dem Motto: „Wenn du glaubst, es geht nicht mehr, kommt irgendwo ein Lichtlein her“. Hoffnung bedarf, um einigermaßen tragfest zu sein, eines Fundaments in der gesellschaftlichen Realität. Es geht um, wie es bei Ernst Bloch heißt, „docta spes“ – belehrte Hoffnung. Das ist eine aktive und konkrete Hoffnung, die auf das im real existierenden Heute sich versteckt haltende Mögliche setzt und an seiner Realisierung arbeitet. Ich kann in unserer Gegenwart kaum Tendenzen entdecken, an denen sich unsere Hoffnung auf eine andere, bessere Welt festmachen könnte. Alles scheint verriegelt und verrammelt. Auch wir – die Linken im Lande – gehören leider nicht zu den Bedingungen, die Hoffnung machen. Was soll's, wir müssen trotzdem hoffen. Das Leben stirbt, wenn es nichts mehr hat, was es zu verteidigen gilt und worauf es hoffen kann.

Seit ich Hemingways Rat befolge, mit dem Schreiben dann aufzuhören, wenn man weiß, wie es weitergehen könnte, schlafe ich besser. In der halbwegs sicheren Gewissheit, am nächsten Morgen den am Abend zuvor liegengelassenen Faden wiederaufnehmen zu können, komme ich eher zur Ruhe. Ich bin ihm dankbar, dass er den Schreibenden sein Rezept hinterlassen hat. Er hätte es ja auch für sich behalten können. Man muss lediglich sein Buch *Paris – Ein Fest fürs Leben* lesen und schon erfährt man, auf welche Weise man sich lange nächtliche Grübeleien und morgendliche Verzweiflung ersparen kann.

„Ist der Abfent¹ da,
ist der Heilige Abend unvermeidlich.“

(Gerhard Polt)

Weihnachten und Jahreswechsel wirken wie ein Kraftwerk der Gefühle, das Wehmut, Trauer und Melancholie freisetzt. Meine Hirnantilope beginnt, wild umherzuspringen. Früh geriet mein Leben ins Gravitationsfeld von Gefängnissen. Wann immer wir mit dem Lloyd meines Vaters über die B 3 zur Großmutter Richtung Marburg fahren, kamen wir am Gefängnis in Kassel-Wehlheiden vorüber. Im Vorbeifahren zeigte man mir das düster wirkende Klinkergebäude mit den vergitterten Zellenfenstern hinter den hohen Mauern und ich erschauerte: Dort befanden sich also die „Bösen“, zu denen ich gehören würde, wenn ich nicht ... ja was bloß? Was sollte ich anstellen, um diesem Schicksal zu entgehen, das man mir wiederholt prophezeit hatte?

1 Abfent: mundartliche bayerische Ausdrucksweise für „Advent“

Schon als Schüler bekam ich zum ersten Mal ein Gefängnis von innen zu sehen. Ich erhielt an der Musikakademie Flötenunterricht und wurde von dort aus am Heiligen Abend mit einigen anderen Musikschülern in die Kasseler Untersuchungshaftanstalt geschickt, um dort den Weihnachtsgottesdienst musikalisch zu untermalen. Wir standen neben dem Altar, vor uns saßen in dichten Reihen die blau gekleideten „Verbrecher“ und sangen mit ihren tiefen und rauen Stimmen „Stille Nacht, heilige Nacht“. Finster empfand ich ihre Gesichter und feindlich-abweisend ihre vor der Brust verschränkten Arme. Die Anstaltskleidung und die kahl rasierten Schädel ließen die Individuen zu einer anonymen Masse verschmelzen, die mir Furcht einflößte. In der einsetzenden Dämmerung fuhr ich mit der Straßenbahn nach Hause und fühlte mich ziemlich heroisch: Keiner von den wenigen Fahrgästen, die zu dieser Zeit noch unterwegs waren, ahnte, woher ich gerade kam und was mich mit diesem geheimnisvollen Ort verband. Als Dank für unser Flötenspiel hatten wir vom Anstaltspfarrer eine Weihnachtstüte überreicht bekommen, die neben Mandarinen und Spekulatius auch ein in Weihnachtspapier eingewickeltes Fünfmarkstück enthielt. Damals für einen Jungen ein ungeheurer Reichtum.



Dieter Schütz / pixelio.de

Zu Hause angekommen stand die Bescherung an, bei der ich noch einmal Flöte zu spielen hatte. Die ganze Vorweihnachtszeit war voller Hektik und Aggressivität gewesen, nun sollte auf Kommando eine friedliche Atmosphäre einkehren. Es war ja schließlich Heiliger Abend. Wir Kinder wurden vom Klang eines Glöckchens in das Weihnachtszimmer gerufen, das seit Ta-

gen verschlossen gewesen war. Wir schielten zu den Tischen hinüber, auf denen – mit Tüchern verhängt – die Geschenke lagen. Zeichnete sich vielleicht die Kontur eines Geschenks ab, das so sehnsüchtig gewünscht worden war? Aber zuvor hatten wir das weihnachtliche Kulturprogramm zu absolvieren, zu dem das Verlesen der Weihnachtsgeschichte und das gemeinsame Singen von Weihnachtsliedern gehörte. Dann seufzte meine Stiefmutter und sagte: „Kinder, geht’s uns nicht gut?“ Die Bienenwachskerzen am Baum waren entzündet und wir wurden angehalten, den Baum und den Lichterglanz zu bestaunen und derer zu gedenken, die es nicht so gut haben. Dann endlich war es so weit, und wir durften uns daran machen, die Geschenke auszupacken. Das Papier durfte keinesfalls zerrissen werden, sondern wurde vorsichtig gelöst und glattgestrichen und zusammen mit den Schnüren und Bändern in eine Kiste gelegt und fürs nächste Jahr aufbewahrt. Das oft mühsame Aufknoten der Päckchen erfolgte nicht nur aus Gründen der Sparsamkeit, sondern sollte auch einen erzieherischen Zweck erfüllen: die Eindämmung der Begierde und den Aufschub von Befriedigung. Erst die Arbeit, dann der Genuss! Die Erziehung unterstand den Maximen der protestantischen Ethik und war noch nicht vom beginnenden konsumistischen Zeitalter angezogen. Mit vor Aufregung roten Backen wurden wir irgendwann zum Esstisch gerufen, an dem die Familie Platz nahm und Heringssalat verspeiste. Danach durfte sich jeder etwas von seinem Plätzchen-Teller nehmen. Irgendwann zog meine Stiefmutter ihren Mantel an und brach zur Christmette auf. Wir durften uns so lange mit unseren Geschenken beschäftigen, bis sie aus der Kirche zurückkehrte.



Bild von [Ylanite Koppens](#) auf [Pixabay](#)



Bild von [R. Wilfing](#) auf [Pixabay](#)

Heute vor vierzig Jahren, am 8. Dezember 1980, wurde John Lennon von Mark Chapman auf den Stufen des Dakota Building in New York erschossen. Mark Chapman war ein glühender Verehrer von J.D. Salinger und behauptete, dieser habe ihn beauftragt. Er konnte den *Fänger im Roggen* beinahe auswendig und wenn er ein Exemplar einmal irgendwo liegen gelassen hatte, kaufte er

sich umgehend ein neues, um Salinger immer bei sich zu haben, wie ein Schmusetier, ein Totem, einen Abwehrzauber gegen die Welt. Selbstverständlich enthält die Geschichte von Holden Caulfield nirgends die Aufforderung, einen berühmten Musiker aus Liverpool abzuknallen. Jahrelang hatte die Nixon-Administration die Ausweisung Lennons betrieben und ihn durch den Geheimdienst überwachen lassen. Warum haben die Machthaber und die Rechten Lennon so gehasst und gefürchtet? Er war der Repräsentant, die Symbolfigur einer ganzen rebellischen Generation. Es ist das Verdienst von Leuten wie John Lennon, dass der Vietnam-Krieg letztlich mit einer Niederlage der USA endete. Gore Vidal hat gesagt: Nixon – das ist der Tod. Und John Lennon und Seinesgleichen stehen für und verkörpern das Leben, das Lebendige. Nixon hatte in einer Pressekonferenz davon gesprochen, dass Leute aus dem Showbusiness, die sich politisch äußern und einmischen, riskant leben. Das war eine unverhohlene Drohung und eine Aufforderung. Solche Signale werden von Menschen sensibel aufgenommen, die eine gewisse Affinität zur Begehung einer solchen Tat haben, die im Wartestand leben und auf ihren großen, Aufmerksamkeit garantierenden Auftritt warten. Die Verlockung, durch die Tötung einer berühmten Person selber Berühmtheit zu erlangen, war groß und sicher ein Motiv des Marc Chapman. Ganz ähnlich hat in der alten Bundesrepublik das Attentat auf Rudi Dutschke funktioniert. Der kleine, schüchterne Josef Bachmann wird zu einer Art Medium, entwickelt einen Spürsinn für das, was jene wollen, die ihn ausgestoßen haben, die ihn für eine Niete halten, für einen Niemand, für ein Nichts. Er kauft sich eine Pistole, fährt nach Berlin und führt aus, was „die Masse denkt“ und fühlt und was deren Zentralorgan jahrelang geschrieben hatte. Er wähnt sich in dem, was er tut, im Einklang mit der Mehrheit, handelt gewissermaßen als deren Delegierter. Am Heiligen Abend 1979 ist Rudi Dutschke an den Spätfolgen der Schüsse, die Josef Bachmann im April 1968 auf ihn abgefeuert hat, gestorben.

Das Aufhebens, das um das Ausfallen von Weihnachten gemacht wird, geht mir auf die Nerven. Die Art und Weise wie dieses Fest begangen wird, hat nichts mehr mit seinem Ursprung zu tun. Es ist eine obszöne Orgie des Konsums und eine Zeit eskalierender häuslicher Gewalt. Ein Ethnologe von den Osterinseln, der sich in Deutschland aufhielt, um unsere Advents- und Weihnachtsbräuche zu studieren, würde keine Hinweise darauf finden, dass sich die Christen in einem gemeinsamen Fest an die Geburt ihres Heilands erinnern. Eher würde er den Eindruck gewinnen, es handele sich um ein finanzpolitisches Instrument zur Belebung der Binnennachfrage, eine winterliche Version des Ballermann, den Ausbruch einer konsumistischen Bulimie oder eine Variante des *Potlatch*, bei dem es darauf ankommt, Familienangehörige und Freunde mit sinnlosen, aber teuren Präsenten niederzuschicken. Dass Weihnachten dieses Jahr ausfällt, wie landauf-landab beklagt wird, ist in meinen Augen kein Verlust. Man könnte die Feiertage als Pause der Besinnung nutzen und über die Lehren nachdenken, die uns das Virus erteilt hat.



Bild von [superemelka](#) auf [Pixabay](#)

Sitze noch einmal auf meiner Bank an der Lahn und atme tief durch, nachdem ich dem städtischen Gewühl entkommen bin. Die winterlich tiefstehende Sonne wärmt sogar ein wenig und vertreibt die neblige Melancholie der letzten Tage. Ich habe meine Ration Schlehen gepflückt und gegessen. Ich hoffe, sie tragen dazu bei, dass ich unbeschadet durch den Winter komme. Zwei Eisvögel jagen dicht über meinen Kopf hinweg und landen auf einem Ast am anderen Ufer. Als sie im Flug von einem Sonnenstrahl erfasst werden, blitzt ihr Gefieder auf. Wie an der Schnur gezogen, ziehen Enten vorüber. Ich lese ein paar Seiten von Max Frisch aus dem *Tagebuch 1966 – 1971*, auf denen er einen Unfall schildert, und gehe dann in die Stadt zurück, wo sich die Autos stauen und die Paketboten hasten.

Beim Erwähnen der Enten zuckte ich gleichsam zusammen und mir fiel ein, dass mir ein alter Bekannter vor ein paar Monaten eine E-Mail geschickt hat, in der es unter anderem als Kommentar zu meinem Corona-Tagebuch hieß: *Allerdings kann ich deine Naturbegeisterung so nicht nachvollziehen. Zwar bewege ich mich auch gerne - und gerade jetzt täglich (joggend) - in der Natur, aber dein Enthusiasmus z.B. bei der Beobachtung einer Entenfamilie etc. ist mir doch ziemlich fremd. Mir ist da zuviel Romantisierung (deutsche Romantik) und Projektion im Spiel. Das kleinteilige Leben einer Tierfamilie ist "an sich" genauso wenig idyllisch wie ein Alpenpanorama oder ein Sonnenuntergang "schön" ist (siehe z.B. Heinrich Heine). Beides*

wird es erst durch menschliche Zuschreibung und Projektion - für uns und nicht für die Natur. Die Entenfamilie und die Alpen wissen davon vermutlich wenig...

Was für ein oberlehrerhafter Ton! Das Elend der Linken offenbart sich in dieser Mail. Wenn Natur, dann als Ambiente für einen Jogger, also zweckgerichtet, und bloß keine Romantik! Ungefähr das ist es, was Ernst Bloch meinte, als er von der „Unterernährung der sozialistischen Phantasie“ und der linken Kopfgläubigkeit sprach. Die Welt besteht nicht nur aus Papier. Die romantische Revolte gegen die beginnende Herrschaft der „gefühllosen baren Zahlung“ (Karl Marx) und die „Entzauberung der Welt“ (Max Weber) war mir immer schon näher als jener Fetischismus der Produktion, der im Staatssozialismus betrieben worden ist. Auch er sah in Bäumen nur die Festmeter Holz, die sich aus ihnen gewinnen ließen. Warum haben wir Linke uns nicht um die romantischen Sehnsüchte und Gefühle gekümmert? Warum haben wir sie nicht aufgegriffen? Wir konnten mit solchen Gefühlslagen nichts anfangen. Sie galten als rückwärtsgewandt, irrational und reaktionär. „Romantisch“ war ein Schimpfwort. Georg Lukács hatte die Linie vorgegeben. Ihm galt die Romantik als die „Zerstörung der Vernunft“ und Wegbereiter des Faschismus. Das ist alles und damit basta! So konnten wir keine aufklärerischen Aneignungsformen dieser Trauer um den Verlust tradierter Lebensformen entwickeln, eine Unfähigkeit, die sich bis heute durchhält und die sich rächen wird und schon rächt. Wir haben diesen ganzen Rohstoff den Rechten überlassen, die darauf ihr betrügerisches Süppchen kochen. Die Thesen, Deklarationen, Resolutionen und Analysen der Linken sind bis auf den heutigen Tag oft formelhaft-trocken und greifen nicht in die Phantasie. Sie enthielten und enthalten zu viel Schema und zu wenig Sehnsucht nach der „blauen Blume“ und „mondbeglänzter Zaubernacht“, von denen bei Novalis beziehungsweise Ludwig Tieck die Rede ist. Herbert Marcuse hatte kein Problem damit, mitten in der Revolte der späten 1960er Jahre zu bekennen, er sei ein „absolut unverbesserlicher und sentimentaler Romantiker“.

Abends stoße ich in den Tagebüchern von Márai auf eine Passage, die ich festhalten möchte: „‘Verdächtig‘ ist stets der Widerstreitende, also jener, der es wagt zu denken. Wohin sich die Welt der Massen auch bewegt, für mich wird es immer heißen: Ich bin ‚verdächtig‘ und werde immer verdächtig sein, ich bin reif fürs Schafott. Warum? Wegen der Art, wie ich meine Kravatte binde, und weil ich wage zu denken.“ Das schrieb Márai im Jahr 1943. Fünfzehn Jahre später notierte Max Horkheimer: „Jeder soll sich eingliedern ins Volk, der Feind ist nicht so sehr die ‚Reaktion‘ – von der sprachen Hitler und Stalin unisono – der Feind ist vielmehr der differenzierte Einzelne, der Weltfremde, der Kosmopolit, der Zögernde, der noch treu sein

kann, weil er sich nicht festlegt, und konsequent, weil er keinem Programm folgt. Der Feind ist der Einzelne, der Feind sind wir.“

Wenn wir noch eine Chance haben wollen, müssen wir uns beeilen. Wer mit wachen Sinnen durch die Welt geht, spürt, dass sich um uns etwas zusammenzieht und -braut. Wir sollen mit den digitalen Wölfen heulen. Die Pandemie hat die Durchsetzung digitaler Technologien forciert, die in alle Lebens- und Arbeitsbereiche vordringen. Digitalisierung bedeutet im engeren Sinn den Übergang vom Physischen zum Virtuellen und von Lokalen zum Globalen. Wie schon oft in der Geschichte beschleunigt eine tiefgreifende Krise die Durchsetzung einer neuen Stufe der kapitalistischen Entwicklung. Was nicht-digital ist, wird in den nächsten Jahren zugrunde gehen. Die Welt verflüchtigt sich, der Wirklichkeitssinn geht vor die Hunde. Wenn der Pulverdampf von den Corona-Schlachtfeldern abgezogen ist, wird man die Toten zählen und die Verluste bilanzieren. Die soziale Ungleichheit wird gewachsen, die gesellschaftliche Mitte weiter geschrumpft sein, der Onlinehandel wird den Einzelhandel weiter dezimiert haben. Gegenwärtig wird die Krise mit großem staatlichem Aufwand abgefedert, die Kosten werden durch Staatsverschuldung in die Zukunft verschoben. Die Gesellschaft wird nach der Überwindung der Pandemie eine andere sein. Nicht qualitativ anders, wie ich anfangs der Pandemie für einen Moment gehofft hatte, sondern noch kapitalistischer. Die Luft wird dünner werde für die übrig gebliebenen Einzelnen, sie drohen zu ersticken.

Die Gesellschaft wird nach der Überwindung der Pandemie eine andere sein. Nicht qualitativ anders, sondern noch kapitalistischer.

Ein recht vornehm wirkender älterer Herr steht im Einkaufsmarkt vor der Kasse. Die Maske baumelt locker um sein Kinn. Die KassiererIn schaut zu ihm auf und fordert ihn auf, Mund und Nase zu bedecken. Der Mann murmelt, er vertrage das nicht. „Bei mir werden Sie nur bezahlen können, wenn Sie die Maske vorschriftsmäßig tragen“, erwiderte die KassiererIn. Sie sagte das mit vernehmlicher Stimme und sehr bestimmt. Als der Mann immer noch zögerte, wiederholte sie ihre Aufforderung noch einmal. Als der Mann merkte, dass es der MitarbeiterIn ernst war, zog er widerstrebend die Maske über Mund und Nase. Die KassiererIn bedankte sich und begann, seine Einkäufe über den Scanner zu ziehen. Der Mann zahlte und wandte sich zum Gehen. „Das haben Sie toll gemacht“, sagte die nächste Kundin zu der KassiererIn, die das Lob hinnahm, ohne einen weiteren Kommentar abzugeben. Die Entschiedenheit, mit der sie auf die Rücksichtslosigkeit des älteren Herrn Reagierte hatte, vor allem aber ihre nachfolgende Zurückhaltung nahmen mich sehr für sie ein.

Am frühen Nachmittag gehe ich eine Runde über den Alten Friedhof. Alteingesessene Gießener Familien und Professoren der Universität haben hier ihre zum Teil pompösen Grabstätten. Eine Kohlmeise hüpfte durchs Gras. Ich versuche sie mit schnalzenden Lauten anzulocken. Plötzlich sehe ich, dass wenige Meter weiter ein Mann auf einer Bank sitzt. Der denkt, denke ich, dass ich wahrscheinlich eine Meise habe. Im Vorbeigehen sage ich zu ihm: „Ich habe vergeblich versucht, mit einer Meise ins Gespräch zu kommen.“ Er erwiderte lächelnd: „Sie sind eben nicht der Heilige Franziskus.“ In der einsetzenden Dämmerung verließ ich den Friedhof und ging nach Hause.

Freitag, der 11. Dezember: neuer Höchststand bei den dem Robert Koch-Institut gemeldeten Neuinfektionen. Fast 30.000 Menschen haben sich binnen eines Tages neu angesteckt, beinahe 600 sind gestorben. Und das ist ja nur der sichtbare Teil des Corona-Eisbergs. Die Forderungen nach einem harten Lockdown werden lauter. Die Frage ist, wann er verhängt wird. Gestern hörte ich jemand in einer der zahlreichen TV-Sendungen zum Thema sagen: Wenn ich der Feuerwehr melde, dass mein Haus brennt, möchte ich nicht hören: „Wir beginnen mit den Löscharbeiten in zehn Tagen. Lassen Sie uns erst mal in Ruhe Weihnachten feiern.“ Da muss die Feuerwehr schleunigst ausrücken und zu retten versuchen, was zu retten ist. Vor einer Weile hatte ich den sogenannten Wellenbrecher-Lockdown mit dem Spiel Schiffeversenken verglichen. (Siehe [Teil 15](#))

Wenn ich einen Monat später auf dieses Bild zurückkomme, muss ich konstatieren, dass man alles Mögliche getroffen und versenkt hat, bloß nicht die Frachter mit der Haupt-Virusladung. Bei dem Versuch, die großen Tanker, sprich die Zentren der Profitproduktion, zu verschonen, hat man allerhand kleine Boote und Barkassen (Kinos, Theater, Restaurants etc.) versenkt oder leck geschossen. Das wird unter der Rubrik bedauerliche Kollateralschäden verbucht. Trotz eindringlicher Ermahnungen und Appellen an die Vernunft haben viele Menschen offenbar keine Veranlassung gesehen, ihr Verhalten zu ändern oder konnten es wegen der Zwänge, in die sie eingespannt sind, nicht ändern. Von Vernunft geleitetes Verhalten, Höflichkeit und Rücksichtnahme auf Schwächere, die den Verkehr in einer auf Konkurrenz basierenden Gesellschaft halbwegs erträglich gestalten könnten, bilden sich zurück und weichen der gnadenlosen Verfolgung eigener Interessen. Nach zwei Jahrhunderten kapitalistischer Entwicklung geht die Moral vor die Hunde und jeder macht, was er will. Appelle an die Vernunft gehen ins Leere. Wie die Lemminge stürzen sich die Leute in den vorweihnachtlichen Kaufrausch. Das dürfte die Zahl der Neuinfektionen noch einmal in ungeahnte Höhen treiben.

Zum Schluss noch eine Hörempfehlung. Am dritten Advent habe ich ab 13:30 Uhr im Deutschlandfunk die Sendung *Zwischentöne* gehört. Joachim Scholl sprach eineinhalb Stun-

den mit Klaus Theweleit. Anlass war der Abschluss seines Mammutwerks Pocahontas, dessen letzter Band gerade bei Matthes & Seitz in Berlin erschienen ist. Eine spannende Sendung, Radio, wie es sein sollte. Zwischendurch von Theweleit ausgesuchte Musik, zum Beispiel ein kaum bekanntes wunderbares Stück von Jimi Hendrix. Theweleit ist für mich immer ein wichtiger Bezugspunkt gewesen. Er war einer der Ersten, die Mut gemacht haben, die akademische Produktionsweise von Texten zu durchbrechen und etwas Neues zu wagen. Ich bin, anders als er, mit einer solchen Dissertation an der sturen und sterilen Haltung der Wissenschaft gescheitert und musste einen zweiten Anlauf nehmen. Meine ursprüngliche Doktorarbeit mit dem Titel *Der lange Schatten des Wilhelminismus* war ein Bericht über Erziehung in Deutschland und verstaubt, getippt und gebunden, ein paar Meter neben meinem Schreibtisch in einem Regal. Also einfach im Deutschlandfunk-Programm vom 13.12.2020 auf *Zwischentöne* gehen, sich zur Mediathek durchklicken und dann Klaus Theweleit lauschen².

Auf meinem abendlichen Spaziergang fiel mir wieder einmal auf: Heutige Familien sind das bloße Nebeneinander von Smartphone-Wischern. Das wird auch an Weihnachten nicht anders sein. Die Leute sitzen um ihre künstlichen Weihnachtsbäume herum, die sie online bestellt haben, und photographieren und filmen sich mit ihren Geschenken, die zu kaufen man ihnen souffliert hat und die Paketboten ins Haus geschleppt haben. Anschließend werden die Bilder und Videos als Beleg eines gelungen Festes millionenfach verschickt. Es wird viel gespachtelt und getrunken und geheuchelt. Man schimpft auf die staatlich angeordneten Kontaktbeschränkungen und ist gleichzeitig froh, Oma und Opa oder die Eltern diesmal nicht besuchen zu müssen. Kurzum: Es ist Weihnachten.



2 <https://srv.deutschlandradio.de/themes/dradio/script/aod/index.html?audioMode=2&audioID=4>
Bei „Suchbegriff“ „Theweleit“ eingeben und auf den Pfeil rechts daneben klicken !

Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)